

# Heimatgassen

Autor(en): **Fuchs, E.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **39 (1935-1936)**

Heft 17

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670624>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hand gab und ihr sagte, der Vater habe mich fortgeschickt, wollte sie bloß wissen, wie das Mädchen heiße. Sie tue dem Hanneli nichts, gab sie zu. Aber wenn mit mir so viel sei, wie sie geglaubt habe, so komme ich über so etwas weg.

Ich sah, daß sie das Wasser in den Augen hatte. Da hielt ich ihr meine silberne Uhr vor. „Ich weiß noch, was da drin steht. Wenn ich mein Wort nicht halte, muß ich diese Uhr am Türpfosten zerschlagen. Und das tu' ich nicht, weil sie von dir ist.“ Auf das hin hat sie sich von mir weggewendet. —

So bin ich zu einem Schatz gekommen. Und wenn du ihn gern kennen magst, brauchst du nicht

weit zu laufen. Du hast ihn diesen Mittag auf dem Melchenbrecht unterm Küchenfenster stehen sehen. Und du mußt dich nun nicht mehr wundern, daß ich lauter als die andern knalle, wenn ich mit dem Emdwagen heimfahre, und Eine, die mir paßt, auf dem Fuder sitzt.

Vor dem Leben brauchen sich zwei nicht zu fürchten, die schaffen können, wie ich und die Hanna. Und wenn sie es auch daheim noch nicht Wort haben wollen, daß ich auf der rechten Straße bin, wenn's mir auch vorläufig nur zum Eibenmattpächter langt: es kann uns doch niemand unsern guten Mut nehmen und die Freude an uns selber, und daß wir auf der Welt sind.“

### Meisenglück.

Aus dem goldnen Morgenqualm  
sich hernieder schwingend,  
hüpft die Meise auf den Halm,  
aber noch nicht singend.

Doch der Halm ist viel zu schwach,  
um nicht bald zu knicken,  
und nur wenn sie flattert, mag  
sie sich hier erquicken.

Ihre Flügel braucht sie nun  
flink und unverdrossen,  
und indes die Füßchen ruhn,  
wird ein Korn genossen.

Einen kühlen Tropfen Tau  
schlürft sie noch daneben,  
um mit Jubel dann ins Blau  
wieder aufzuschweben. Fr. Hebbel.

### Heimatgassen.

Von E. A. Fuchs.

Da sitzen die Siebelhäuser wie besinnliche Großmütter an den krummen Gassen. Wenn der Herbst den Heimathimmel mit seinen schwarzen Wolfenfahnen behißt, ist es gruselig in den schmalen Straßenzeilen. Dann sitzen die Häuser eng aneinander gekuschelt, und die schläfrigen Fensteraugen folgen schwermütig dem tiefen Schwalbenfluge. Die dunklen Dachlücken sind hellhörige Ohren, in die der Herbstwind sich setzt und Sterbelieder singt. Wenn des Herbstes graue Regenfahnen wehen, ist tiefe Sterbenstraurigkeit in den Herzen meiner Heimathäuser.

Wenn aber der weiße König kommt und ihnen die glitzernden Pelzmäntel um die schiefen Schultern hängt, dann wacht so viel Wärme auf in den alten Großmutterseelen aus dem Gefühl des Geborgenseins, und so viel Dankbarkeit gegen den guten König. Manchmal zielen übermütige Buben mit Schneebällen nach ihrer weißen Haube oder zerschlagen ihnen den kristallinen Fransenschmuck an der Dachpelerine.

Wenn der weiße König lange genug da war, räkelt sich auch schon der Lenz im Walde, und eines Tages kommt er in meine Heimatgassen und fegt sie ganz sauber. Dann lächeln die wunderlichen grauen Steingesichter der schmalen Gassen den Lenz dankbar an. Heimlich in einer Maiennacht zündet er die Kastanienkerzen an, rote und weiße, und die Kinder tanzen Ringelreihen unter ihnen.

Und wenn der Lenz in der übermütigsten Laune ist, setzt er den ältesten Häusern eine Spazensfamilie in den Nacken oder in die Ohren oder wohin es ihm sonst gefällt. Und sie hängen sich selig in den Armen und tragen den verborgenen Glanz aller Großmutterglückseligkeit tief im Herzen, wenn die Reihenkränze der Kinder sie umblühen.

Eines Tages wälzt sich eine Glutwelle herein. Das ist des Sommers heißer Atem. Die Häuser hocken spitz und knochig an den toten Gassen. Es



ist so angstvoll still. Aber wenn die Feierabendglocke ihre Stimme erhebt, kommen die sonnengebräunten Männer und Frauen heim vom Felde mit blanken Sensen und Gabeln. In ihren Augen steht die stille Freude ob des goldenen Ahren-

segens und der leuchtenden Kornblumensterne da draußen vor den Toren.

Heimatgassen! Wir lieben euch so, denn ihr erzählt uns Geschichten aus längst vergangenen Zeiten...

## Der Tarantelhabicht.

Giftige Insekten unter sich.

Unsere heimische Landwirtschaft schuldet den kleinen Schlupfwespen Dank, deren Maden nicht wenige Schmetterlingsraupen buchstäblich aufessen und so ganzen Generationen von Gemüseschädlingen den Garaus machen.

Eine andere Wespenart, die in Nordamerika vorkommt, hat sich auf die Vernichtung eines weit gefährlicheren Feindes spezialisiert, der giftigen Tarantel, jenes Spinnentieres wärmerer Gegenden, dem Mensch und Tier sonst respektvoll aus dem Wege gehen. Wir meinen die Riesentwespe *Pepsis formosa*. Die Amerikaner nennen sie geradezu *Tarantula Hawk*, „Tarantelhabicht“. Sie sorgt dafür, daß den guten Taranteln, gegen deren Gift alles Kleingetier wehrlos ist, die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Ein amerikanischer Naturfreund, Lee Bassmore, hat die tapfere *Pepsis formosa* bei der Taranteljagd belauscht und schildert ihr Duell mit dem gefährlichen Gegner so:

Die heimkehrende Tarantel sieht eines Tages die enge Erdhöhle, die ihr als Wohnung dient, belagert: die Wespe erwartet sie zu einem Kampf auf Leben und Tod. Hoch reckt sich das Spinnentier und spreizt seine giftdrohenden Kiefer, bemüht, den geflügelten Feind durch einen Biß zu vernichten. Aber der Tarantelhabicht weiß im stinken Schwirren den Giftzangen auszuweichen; immer wieder muß die Spinne die Front wechseln. Wenngleich größer, kräftiger und in ihrer Bewaffnung gefährlicher als die Wespe, ist sie doch auch schwerfälliger als diese. Der Tarantelhabicht nimmt blitzschnell die erste Gelegenheit wahr, die sich ihm bietet: von hinten, sicher vor dem giftigen Biß der Spinne, stößt er zu, bohrt den giftführenden Wespenstachel in den behaarten Hinterleib der Tarantel. Da beginnen ihre Beine zu erlahmen; sie kann sich nicht mehr recht regen. Seitab wartet die Wespe, angriffsbereit und nervös die Fühler mit den Vorderbeinen streichend. Die Giftspinne macht vergebliche Anstrengungen, sich zu erheben, ihr Erdloch zu erreichen; endlich geht konvulsivisches Zucken durch ihren Körper;

das Wespengift hat die erste Wirkung getan. — Da wird sie wieder vom Tarantelhabicht gepackt. Diesmal gilt es, die weichere Unterseite des Tarantelkörpers nach oben zu drehen, die große Spinne also auf den Rücken zu werfen. Die Wespe läßt nicht nach, bis sie das erreicht hat. Sie greift ein Spinnenbein mit den Kiefern und sticht wiederum mehrmals auf die Tarantel ein. Das wiederholt sich, sobald die Spinne eine schwache Bewegung macht. Endlich bleiben die Glieder des Opfers schlaff. Und nun macht sich die viel kleinere Wespe daran, die Tarantel in ihr Erdloch zu schleppen, die fünfmal soviel wiegt wie sie selbst, eine respektable Kraftleistung. In den Spinnentkadaver legt die Wespe ein Ei ab und scharrt den Eingang der Höhle zu. Kurz nach dem Ablegen seiner Eier stirbt der Tarantelhabicht.

Sein Lebenszweck ist erfüllt, wenn er einigen Taranteln das Leben zu einer Tragödie gemacht hat. Nicht für sich jagt er die gefährliche Giftspinne, sondern für seine Nachkommenschaft. Die Wespenlarve schlüpft im Kadaver der Tarantel aus dem Ei und nährt sich von ihrem Fleisch. Daß sie dabei von Feinden möglichst unbehelligt bleibt, dafür hat das Muttertier Sorge getragen: beim Verlassen des Baues scharrt der Tarantelhabicht den Eingang sorgfältig zu und sichert so die erste Heimstätte seiner Brut gegen Störungen von draußen. Die herangewachsene Larve verpuppt sich schließlich in dem Erdloch, und zwar spinnt sie einen kunstvollen Kokon, zu dessen Fertigstellung sie viele Tausend Umdrehungen um die eigene Achse vollführen muß. Und endlich kriecht eine ausgewachsene, flugfähige Riesentwespe aus, arbeitet sich durch den Schutt ins Freie und gesellt sich im Fluge zu anderen Tarantelhabichten. Nach der Hochzeit heißt es von neuem, vielen giftigen Taranteln den Garaus zu machen, damit eine neue Wespe entstehen kann. Dieses Duell, so ungleich es auch zugunsten der Tarantel und ihrer Mordwerkzeuge zu stehen scheint, endet fast ausnahmslos mit dem Siege der tapferen Wespe.

H. R.